Was produzieren wir? Zu welchem Preis? : Interview

Autor(en): **Hui, Matthias / Dyttrich, Bettina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **110 (2016)**

Heft 2

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-632269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Neue Wege-Gespräch von Matthias Hui mit Bettina Dyttrich

Was produzieren wir? Zu welchem Preis?

Ein Gespräch über Gemeinschaftsprojekte auf neuen Gemüsefeldern und alten Bauernhöfen mit der Autorin des neuen Buches «Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz».

Dein neues Buch trägt den Titel «Gemeinsam auf dem Acker». Stehst du selber manchmal draussen auf dem Feld – oder im Stall?

Ja. Ich war jetzt ein Jahr am «Radiesli» in Worb beteiligt, einer Gemüseanbauinitiative auf einem Hof in der Nähe von Bern. Das Radiesli betont die Mitarbeit der Mitglieder – es sind unterdessen über 200 Personen –, alle helfen acht Halbtage im Jahr mit. Bald soll über den Gemüseanbau hinaus der ganze Hof zu einem Projekt solidarischer Landwirtschaft werden. Noch öfter bin ich im Berggebiet, dort weniger auf dem Feld als im Heu und im Ziegenstall. Ich arbeite immer wieder auf einem kleinen Bergbauernhof im Napfgebiet mit.

Das Buch dreht sich um «solidarische Landwirtschaft in der Schweiz». Welches waren deine ersten konkreten Berührungspunkte mit Projekten in diesem Bereich?

Das war in Genf. Im Frühling 2009 habe ich für die WOZ dort solidarische Landwirtschaftsbetriebe besucht. Ich schrieb einen Artikel für die Serie «Wirtschaft zum Glück», in der wir alternative Wirtschaftsprojekte vorstellten. In Genf hat die ganze Bewegung der solidarischen Landwirtschaft ihre Wurzeln, dort entstand schon 1978 die Genossenschaft Jardins de Cocagne. Ausserhalb Japans – wo die solidarische Landwirtschaft ihre eigene Tradition hat – war das wahrscheinlich das erste derartige Projekt überhaupt.

Wie bringst du das Konzept «solidarische Landwirtschaft» oder «regionale Vertragslandwirtschaft», wie es auch heisst, auf einen kurzen Nenner?

Das Entscheidende ist die Solidarität zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen. Beide Seiten teilen sich das Risiko. Üblicherweise produzieren ein Landwirt oder eine Gärtnerin Lebensmittel und verkaufen sie den KonsumentInnen zu einem «Marktpreis». In

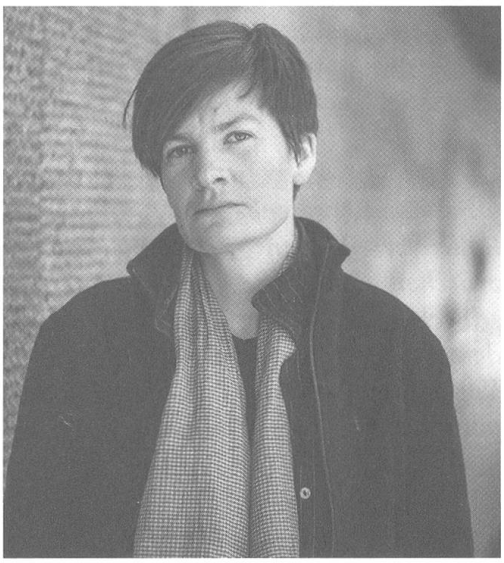
der solidarischen Landwirtschaft ist man gemeinsam verantwortlich. Die KonsumentInnen bezahlen im Voraus und verpflichten sich für mindestens eine Saison. Dadurch erhalten die ProduzentInnen Planungssicherheit. In vielen Projekten haben die Lebensmittel keinen Preis mehr – die Mitglieder finanzieren den ganzen Betrieb. Auch was angebaut werden soll, wird gemeinsam geplant. Wenn aufgrund des Wetters oder wegen Schädlingen etwas schief geht, ist das Einkommen trotzdem gesichert.

Was die Mitarbeit der Mitglieder der Projekte betrifft, gibt es unterschiedliche Formen: Bei der Genossenschaft Ortoloco im Zürcher Limmattal leisten die Mitglieder zwei Drittel der Arbeit unbezahlt. Am anderen Ende gibt es auch Projekte, die keine Mitarbeit verlangen. Dort holen die Mitglieder lediglich einmal in der Woche im Depot ihren Korb ab; Profis leisten die Arbeit auf dem Feld und sorgen für die Verteilung. Die meisten Projekte liegen irgendwo dazwischen.

Du arbeitest bei der WOZ, einem selbstverwalteten Betrieb, und beschäftigst dich auch als Journalistin mit Selbstverwaltung in der Wirtschaft. Was ist das Besondere an selbstverwalteten Landwirtschaftsprojekten?

Kürzlich fiel mir eine Parallele zwischen der WOZ und der Landwirtschaft auf: Es ist für selbstverwaltete Strukturen von Vorteil, wenn sie Güter produzieren, die wir in bestimmten Quantitäten regelmässig brauchen – wie Zeitungen oder Gemüse. Selbstverwaltete Betriebe, die Gebrauchsgegenstände herstellen, laufen in ein kapitalistisches Dilemma hinein. Wenn eine Kooperative wie Mondragón in Spanien Kühlschränke produziert, steht sie vor dem gleichen Problem wie andere Unternehmen auch: Sie lebt vom Verschleiss. Je ökologischer und dauerhafter sie ihre Kühlschränke herstellt, desto stärker schneidet sie sich ins eigene Fleisch: Sie verkauft weniger.

Ein weiterer Grund für das gute Funktionieren vieler Projekte ist die identitätsbildende Dimension der Arbeit mit Pflanzen und Tieren, mit dem Boden. Gerade bei jenen Genossenschaften und Vereinen, die eine starke Mitarbeit erwarten, entsteht ein grosses Zugehörigkeitsgefühl. Die Leute gehen an einen konkreten Ort, um mitzuarbeiten. Sie sehen, wie schnell das Gemüse wächst, wie aufwendig gewisse Kulturen sind oder wie lange es dauert, Erbsen zu ernten. Sie lernen viel und empfinden die Arbeit als sinnvoll und befriedigend. Ich höre immer wieder, dass der Bezug zu den Pflanzen und zum Wetter, je nachdem auch zu



Bettina Dyttrich: «Die solidarische Landwirtschaft hat viel mit Befreiungstheologie zu tun.»

Tieren, eine fast therapeutische Dimension hat. Dazu kommt das Soziale: Man kann zusammen etwas tun, ist aber nicht völlig aufeinander fixiert.

Natürlich entstehen in der solidarischen Landwirtschaft auch Konflikte, wie überall. Es gibt Hierarchien, auch informelle, und es kann für die Profis sehr anstrengend sein, so viele Leute mit wenig praktischer Erfahrung anzuleiten und immer wieder die gleichen Fragen zu beantworten.

Wie steht es um die Arbeitsbedingungen, um die Arbeitszeiten und Löhne in diesen Projekten? Wurde hier etwas erreicht?

Sehr viel, würde ich sagen. Die Profis sollen angenehme Arbeitsbedingungen haben und nicht bis zum Umfallen arbeiten müssen wie sonst oft in der Branche. Die Arbeitsbedingungen landwirtschaftlicher Angestellter sind extrem, ihre Jobs gehören zu den härtesten und am schlechtesten bezahlten in der Schweiz.

Die solidarische Landwirtschaft versucht das zu ändern. Weil der Zwischenhandel wegfällt, kommt mehr Geld bei den Mitarbeitenden an, und auch die unentgeltliche Mitarbeit entlastet das Budget. Selbstverständlich gibt es trotzdem immer wieder Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Viele Leute in diesen Projekten arbeiten sehr viel. Besonders wenn man auch Tiere hält, ist es schwierig, fixe Arbeitszeiten einzuhalten.

Die Landwirtschaft in der Schweiz ist geprägt von Familienbetrieben mit klaren Rollenverteilungen und Hierarchien zwischen den Generationen und Geschlechtern. Wie sieht es in den Projekten der solidarischen Landwirtschaft aus: Kommt man in den Fragen von Partizipation und Selbstbestimmung weiter?

Auf jeden Fall. Für Projekte, die starten, gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder suchen sie einen oder mehrere bestehende Höfe als Partner. Das ändert an traditionellen Strukturen erst einmal wenig. Allerdings gibt es immer mehr Höfe, die zwar aus klassischen Hofübernahmen innerhalb der Familie entstanden sind, sich heute aber anders organisieren. Die zweite Variante: Eine neue Initiative sucht selber Land oder einen Hof, der sie beherbergt. In diesem Fall stellt das Projekt selber Fachkräfte ein und ist für die Produktion verantwortlich. Hier besteht meistens der Anspruch, dass es keinen Chef gibt und sich das Team selber organisiert.

Werden auch traditionelle Muster der Geschlechterrollen durchbrochen?

Ich erlebe das so, ja. Hier ist ohnehin ein Umbruch im Gang: An den Landwirtschaftsschulen steigt der Frauenanteil rasch. Bei den GemüsegärtnerInnen ist er bereits sehr hoch. In den Projekten arbeiten oft Frauen und Männer mit demselben beruflichen Hintergrund und denselben Fähigkeiten, auch im Umgang mit Maschinen.

Die Lektüre deines Buches führt in beeindruckender Weise vor Augen, wie viele Projekte solidarischer Landwirtschaft es in der Schweiz unterdessen gibt. Muss man aber fairerweise nicht trotzdem sagen, dass es sich um eine kleine Nische in der gesamten Landwirtschaft handelt?

Mengenmässig ist die solidarische Landwirtschaft auf jeden Fall noch marginal. Allerdings gibt es Unterschiede. Im Kanton Genf, wo es im Moment etwa gleich viele Projekte gibt wie in der gesamten Deutschschweiz, ist die solidarische Landwirtschaft gesellschaftlich breit verankert. Sie beeinflusst sogar die kantonale Agrarpolitik: Die Förderung der solidarischen Landwirtschaft ist gesetzlich festgeschrieben.

Eine Gemüsegärtnerin vom Radiesli erzählte mir von einer Gemüsebautagung, an der ein Projekt solidarischer Landwirtschaft vorgestellt wurde. Ihre Berufskollegen konnten kaum glauben, dass es das gibt. Es ist eine völlige Umdrehung der Logik ihrer Beziehungen zu den Grossverteilern, mit denen sie im Zwei-Wochen-Rhythmus um Preise streiten müssen, wenn sie nun plötzlich von KonsumentInnen gefragt werden, welchen Preis sie benötigen. Das ist für sie eine Utopie. Ich denke schon, dass die Bewegung der solidarischen Landwirtschaft noch grösser werden und die Entwicklung noch stärker beeinflussen kann.

In der Schweiz ist die Zeit ein stark limitierender Faktor. Alle sind beruflich dermassen beschäftigt und haben auch sonst sehr viel am Hals. Um ein Projekt in Gang zu bringen, braucht es aber eine

Gruppe von etwa zehn Personen, welche die ersten zwei Jahre sehr stark zieht.

Initialzündungen für die landwirtschaftlichen Projekte, die du beschreibst, kommen zum Teil aus Bewegungen ausserhalb der Landwirtschaft. Welche Querverbindungen bestehen da?

Es gibt viele solcher Fäden. In Genf war die solidarische Landwirtschaft von Anfang an in den linken Bewegungen verankert, im Umfeld der autonomen MarxistInnen, die auch Häuser besetzten und sich in Solidaritätsbewegungen engagierten. Genf ist vielleicht auch deshalb die einzige Stadt in der Schweiz, die eine linksradikale Klima- und Umweltbewegung hat, häufig sind das dieselben Leute und Freundeskreise.

Nicht wenige, die auch in der Deutschschweiz um die Jahrtausendwende in der globalisierungskritischen Bewegung aktiv waren, haben später eine landwirtschaftliche Ausbildung gemacht und landeten in dieser Szene. SoliTerre in Bern entstand aus der lokalen attac-Gruppe im Jahr 2009; Ortoloco in Zürich kam aus der anarchistischen Szene, wo sich Leute ab 2008 im Zusammenhang mit der Finanzkrise zu Diskussionsveranstaltungen trafen.

Insgesamt besitzen die Landwirtschaft und die Landwirtschaftspolitik in der schweizerischen Linken immer noch einen sehr kleinen Stellenwert. Peter Bodenmann, der frühere SP-Präsident, auch wenn er in dieser Frage zum Glück nicht repräsentativ ist für die Linke, will noch einen Fünftel der heutigen Betriebe in der Schweiz mit durchschnittlich 100 Hektaren; die Menschen sollen gut entlöhnt werden, die Preise sinken.

Die SP hat geschichtlich kaum Verbindungen zur Landwirtschaft. Da spielt der historische Gegensatz zwischen Arbeiterbewegung und Bauern immer noch eine Rolle: Die einen wollen billige Lebensmittel, die anderen sind auf einen guten Preis angewiesen. Dazu kommen die historischen Konfliktlinien, im Generalstreik wurden ja bewusst Bauernregimenter gegen die Arbeiter eingesetzt. Es gibt daneben aber eine weniger bekannte Geschichte von erstaunlichen Annäherungen. Während des Ersten Weltkriegs entstanden linke landwirtschaftliche Genossenschaften, und in der Wirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit setzten sich Bauern und Gewerkschaften in der Richtlinienbewegung gemeinsam für gute Löhne ein. Berührungen gab es auch später immer wieder, nach 1968 waren etwa Leute aus maoistischen Bewegungen oder Longo Maï an landwirtschaftlichen Fragen interessiert. Diese Strömungen waren eher marginal, in der SP konnten sie sich nie durchsetzen. Bei den Grünen ist es aber anders, dort engagieren sich heute zahlreiche Bio-Bäuerinnen und -Bauern. Und in ausserparlamentarischen Zusammenhängen habe ich den Eindruck, dass das Interesse stark gewachsen ist.

Dann bist du wohl als linke Journalistin, die sich auf Landwirtschaftsfragen spezialisiert hat, bei der WOZ keine Exotin mehr?

Doch, in der WOZ schon. Ich bin zwar nicht die Einzige, die an diese Fragen interessiert ist, aber wir sind in der Minderheit. Die WOZ steht exemplarisch für die Linke. Einerseits ist das Interesse gewachsen an diesen Themen. Die Prozesse im Jahr 2007 – massive globale Preisanstiege für landwirtschaftliche Erzeugnisse – haben viele Leute wachgerüttelt. Eine Folge dieser Diskussion ist die Spekulationsstopp-Initiative der Juso. Trotzdem nehmen viele Linke die Landwirtschaft immer noch nicht ernst. Sie halten sie für einen marginalen Bereich, rasch kommt das Schlagwort vom Schrebergarten. Der Agrarsektor wirkt auf viele, die sich nicht intensiver damit beschäftigen, anachronistisch: In unserem High-Tech-Umfeld gibt es diese komischen Leute, die immer noch in der Erde wühlen. *(lacht)*

«Die französischen Bauern Dufeu in der Bretagne halten 57 Holsteiner Kühe. Die Familie hat sich drei Roboter angeschafft. Ihre Kühe werden automatisch gebürstet, gefüttert, gemolken und kontrolliert. Mit durchschlagendem Erfolg: Der Einsatz unökologischer teurer Medikamente sank auf die Hälfte. Die Milchleistung stieg von 25 auf 35 Liter pro Tag. Am Samstag und am Sonntag haben Monsieur und Madame Dufeu, die alles über ihr iPad steuern, frei.»

Peter Bodenmann, Weltwoche 15/2014

Machen wir einen Sprung zur offiziellen Landwirtschaftspolitik in der Schweiz: Gibt es hier Elemente, die in Richtung solidarische Landwirtschaft gehen?

Die Agrarpolitik 2014–2017 geht nicht in Richtung solidarische Landwirtschaft. Sie ist grundsätzlich sehr widersprüchlich: Sie will gleichzeitig ökologischer werden und den Markt öffnen. Im Bereich der sogenannten Ökologisierung gibt es Elemente wie die Förderung der Biodiversität, die ich sinnvoll finde. Aber die Politik ist insgesamt nicht stringent, die Ökologie völlig abgekoppelt von Fragen der Handelsbeziehungen. Der Bund könnte – wie es in der Agrargesetzgebung des Kantons Genf steht – den Austausch zwischen Produktion und Konsum sowie faire Handelsbeziehungen aktiv fördern.

Zur offiziellen Agrarpolitik gehört der «Strukturwandel». Jeden Tag geben in der Schweiz drei Bauernbetriebe auf. Im Jahr 2000 gab es noch 70 000 Höfe, inzwischen ist die Zahl auf knapp 54 000 gefallen. Ist diese Entwicklung schlimm? Oder gibt es auch aus deiner Perspektive Bedarf an Veränderung in der Landwirtschafts-Landschaft?

Ich finde das sehr problematisch. Was am meisten weh tut, ist die Tatsache, dass viele Leute, die diesen Beruf mit grösster Leidenschaft und Fachwissen ausüben möchten, dies nicht tun können, während gleichzeitig einige einfach aus familiärer Tradition oder weil sie keine anderen Ideen haben, noch in dieser Branche sind. Es gäbe viele Leute, die auch auf kleinen Höfen, die aufgegeben werden, mit kreativen Ideen einsteigen und ein Auskommen finden würden. Aber sie können nicht einsteigen, weil die Agrarpolitik sehr stark auf Nachfolge in der Familie ausgerichtet ist.

Ein grosser Teil der sogenannten Bauernvertreter im Parlament hat leider kein Interesse an Veränderungen. Soeben ist ein Vorstoss – mit den Stimmen der gesamten SVP – abgelehnt worden, der die Auflösung von Höfen und die parzellenweise Verpachtung erschweren wollte. Die meisten etablierten Landwirtschaftsvertreter glauben auch daran, dass Betriebe immer grösser sein müssen und sich der Staat darauf konzentrieren soll, die Produktion von Lebensmitteln zu stützen. Ich denke nicht, dass das die BäuerInnen stärkt: Das Problem ist, dass die Landwirtschaft Rohstoffe für die Industrie und den Handel produziert, der Mehrwert dort abgeschöpft wird und nur wenig zurück auf die Höfe fliesst. An diesem Ungleichgewicht ändert man nichts, wenn man die Produktion stärker subventioniert. Es ginge um Mitsprache in den Handelsbeziehungen, in Fragen wie: Was produzieren wir wo für wen in welchen Mengen und zu welchem Preis?

Was versprichst du dir von der Ernährungssouveränitäts-Initiative?

Ich unterschreibe sie natürlich von A bis Z. Sie umfasst allerdings eine Riesenliste von Anliegen. Ich schätze die Bauerngewerkschaft Uniterre sehr, weil sie sehr quer in der Landschaft steht und auch die sozialen Fragen in die Landwirtschaftspolitik einbringt. Vor allem in der Deutschschweiz werden etwa Arbeitsbedingungen der landwirtschaftlichen Angestellten noch viel zu wenig diskutiert. Uniterre ist Mitglied der internationalen Bewegung La Via Campesina, bringt so auch die internationale Perspektive in die Debatte ein und erinnert die Schweizer Linke daran, dass es nicht um ein Luxusproblem von ein paar SVP-WählerInnen geht, sondern um eine zentrale globale Frage.

Die Frage, die sich für mich – nicht nur hier – stellt: Warum lanciert man eine Initiative, die man kaum gewinnen kann? Wir sollten die kantonale, die regionale und die kommunale Ebene stärker berücksichtigen. In der Schweiz liegt relativ viel Macht auf unteren Ebenen. Genf ist in der Landwirtschaft ein Beispiel dafür. Interessant wäre zum Bei-

spiel die Lebensmittelversorgung öffentlicher Institutionen. Eine Frau aus Colorado/USA erzählte mir kürzlich von ihrer Uni, deren ganze Lebensmittelversorgung mithilfe der Studierenden auf solidarischen Beziehungen zu ProduzentInnen in der Region aufgebaut ist – sehr beeindruckend.

Mit deinem Buch stellt sich tatsächlich die Frage, ob Prozesse in der solidarischen Landwirtschaft Triebfedern werden können für grundsätzliche gesellschaftliche Veränderungen, was Arbeits- und Produktions- oder Wohnverhältnisse betrifft. Hat die solidarische Landwirtschaft ein «revolutionäres» Potenzial? Kann sie die Utopie vorwegnehmen?

Es ist natürlich nicht die ganze Utopie, es bleibt bei kleinen Puzzleteilen. Aber die ganze Bio-Bewegung ist entstanden, weil Bäuerinnen und Bauern fanden: Wir machen auf unseren Höfen das, was wir als sinnvoll und gut erachten. Am Anfang stiessen sie auf riesigen Widerstand von allen Seiten, vom Staat, von den landwirtschaftlichen Schulen. Die Bio-Landwirtschaft zeigt, dass sich Dinge verändern lassen, wenn genug Menschen beharrlich dran bleiben. Auch die solidarische Landwirtschaft sieht sich in dieser Tradition. Klar stellt sich immer die Frage nach dem richtigen Leben im falschen … Durch diese Projekte werden auf jeden Fall Biografien geprägt. Dass Leute, die vielleicht sonst unglücklich wären in einem Job, den sie nicht wirklich wollen, und in einer Hierarchie, die sie nicht ertragen, nun eine Arbeit tun können, die sie befriedigt und mit der sie andere Leute anstecken können, halte ich für sehr wichtig. Das strahlt aus.

Zur biografischen Ebene, die du ansprichst: Hängt deine Beschäftigung mit der solidarischen Landwirtschaft auch mit Glücksmomenten in deinem eigenen Leben zusammen?

Dauernd. Eigentlich ist das der Anstoss für mich. Es begann 2009 in Genf, wo ich in den Projekten der solidarischen Landwirtschaft eine sehr beschwingte Stimmung erlebte, eine tolle Kooperation unter verschiedenen Menschen aus mehreren Generationen. Auf meinen damaligen WOZ-Artikel meldeten sich ZürcherInnen, die etwas Ähnliches machen wollten. In einem unglaublichen Tempo – ich war anfänglich skeptisch. Aber innerhalb eines Jahres entstanden Ortoloco und der Pflanzplatz Dunkelhölzli!

Ich bin eher ein pessimistischer Mensch und mache mir von jeher viele Sorgen um die Welt. Als Kind machten mir die Katastrophen von Tschernobyl, Schweizerhalle und das Waldsterben grosse Angst – ich erwartete täglich den Weltuntergang. Heute versuche ich, dieser Angst etwas entgegenzusetzen, und sehe nun Strukturen wachsen, die dies vermögen. Ganz konkrete Arbeit ist ein wichtiges Mittel, um aus der Ohnmacht herauszukommen. Es muss nicht unbedingt das Umgraben von Erde sein. Aber es ist grossartig, wenn eine Gruppe von Leuten etwas bewirken kann, und sei es, dass am Ende jeder Woche gutes Gemüse bei den Leuten ist.

Ich habe mich bei all den Begegnungen mit Menschen in diesen Projekten der solidarischen Landwirtschaft immer wieder gefragt: Habe ich blinde Flecken, oder sind diese Leute wirklich so sympathisch? Alles in allem beeindrucken sie mich sehr – jene, die schon ganz lange dran sind, und jene, die jetzt beginnen.

Ich danke dir für dieses Gespräch.

Nun haben wir hier in den *Neuen Wegen* gar nicht über Religiöses gesprochen … (*lacht*). Aber ich glaube, die solidarische Landwirtschaft hat viel mit Befreiungstheologie zu tun. ●

Bettina Dyttrich, 1979, ist seit 2003 Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. Ihre Schwerpunkte sind Ökologie, Landwirtschaft und Gesellschaftspolitik. Für den Rotpunktverlag hat sie neben ihrem neuen Buch (siehe Seite 9) das Wanderbuch «Kreuz und quer durchs Toggenburg» (2005) geschrieben und (gemeinsam mit Pit Wuhrer) den Sammelband «Wirtschaft zum Glück» (2012) herausgegeben. Sie lebt in St.Gallen und Kehrsatz BE.

bdyttrich@woz.ch